



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

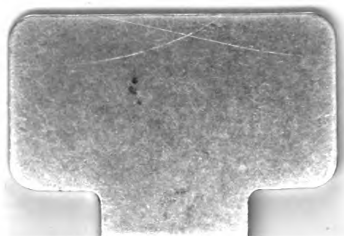
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

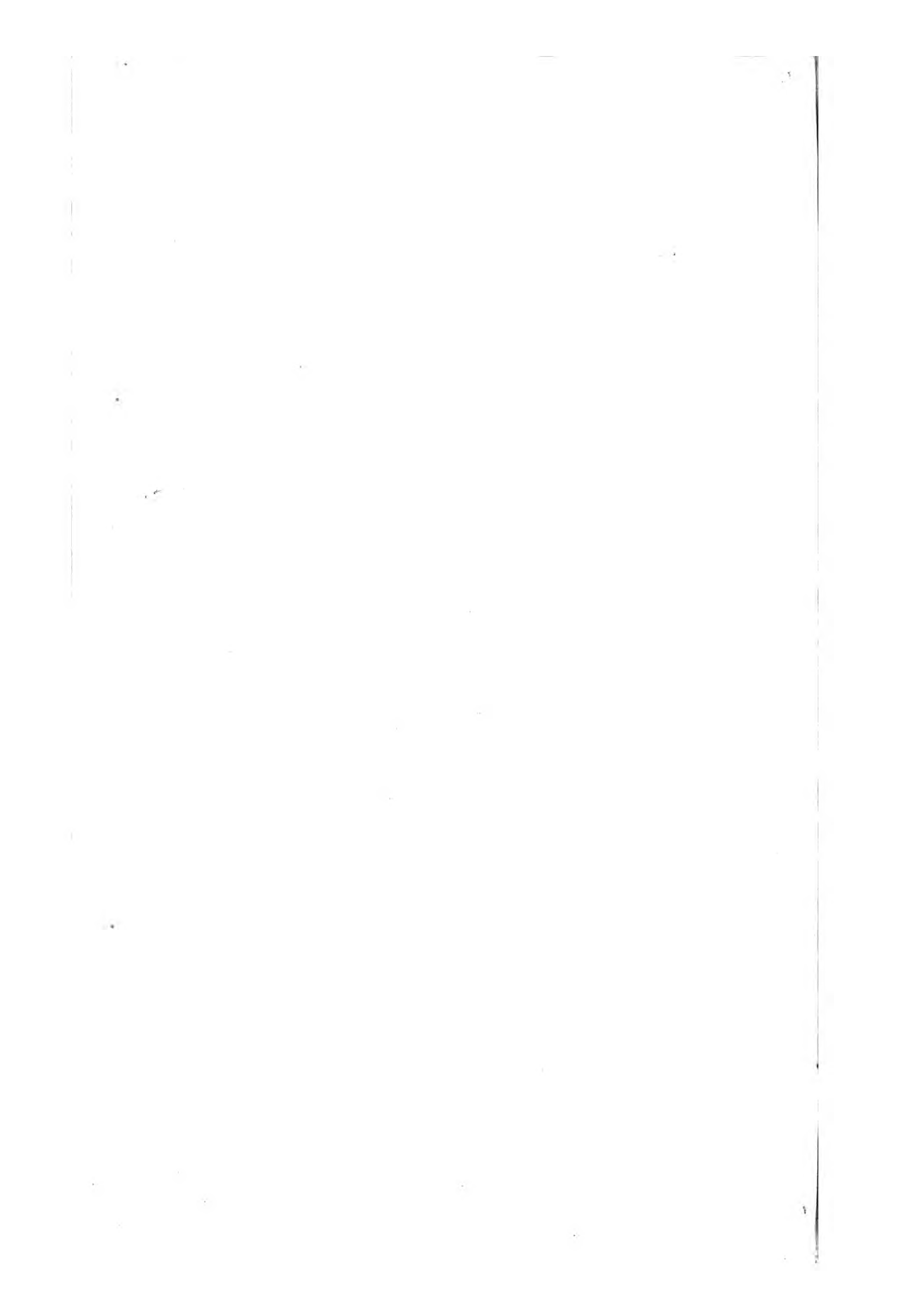


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.









176. d

Der
Herzog von Gotha und sein Volk.

Ein Aufsatz

von

Eduard Schmidt-Weisensels

nebst einem

Antwortschreiben

des

Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha.

Fünfte Auflage.

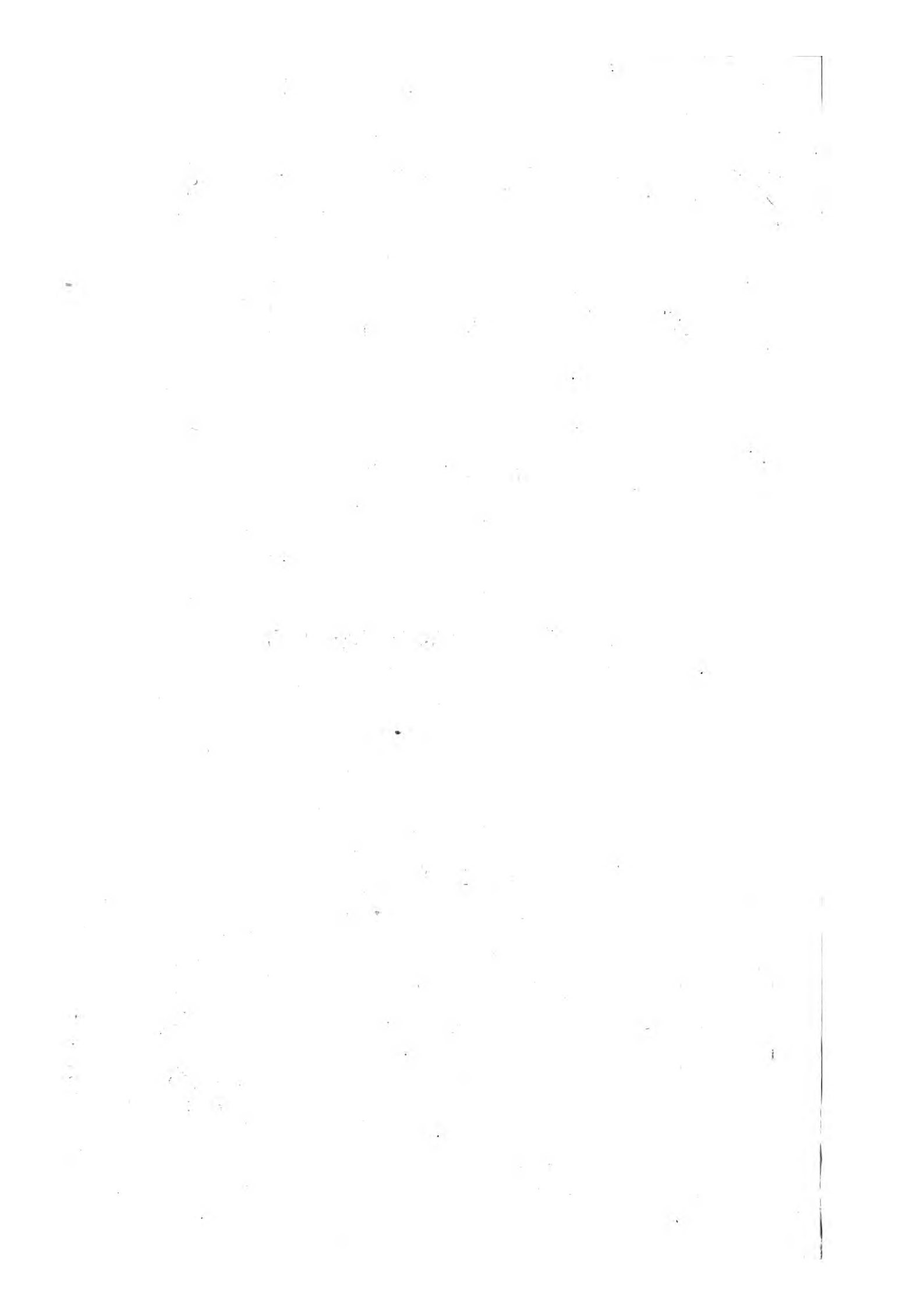


Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

24714.



Der Herzog von Gotha und sein Volk.



Der
Herzog von Gotha und sein Volk.

Ein Aufsatz

von

Eduard Schmidt-Weißensels

nebst einem

Antwortschreiben

des

Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha.

Fünfte Auflage.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

24714. d. 2.



Vorbemerkung.

In dem von Albert Träger herausgegebenen „Leipziger Sonntagsblatt“ (1861, Nr. 17) wurde von mir ein Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel: „Gotha und der Herzog Ernst.“ Diese Charakteristik ist durchweg von jenem Gefühl der Verehrung getragen, welches ich in höchstem Maße für den Herzog von Sachsen=Koburg=Gotha hege; nur, da derselbe mich mit seiner persönlichen Huld seit Jahren beehrt, habe ich in der erwähnten Schilderung um so strenger zu vermeiden getrachtet, daß meine subjective Empfindung die Objectivität derselben beeinträchtige.

Der Schriftsteller ist speciell in solchem Falle in einer peinlichen Lage, wenn es ihm nicht gegeben ist, durch bloße

Schmeicheleien, die einem Fürsten ja leicht genug zu sagen sind, über dieselbe sich bequem hinwegzusetzen. Selbst nicht einmal glauben darf der Leser, daß eine derartige literarische Arbeit auf Kosten der vollen Wahrheit nur das tönende Lob des Fürsten verkünden will; denn gerade bei solcher Gelegenheit wird nur zu gern Servilität und eigennützige Absicht im Hintergrunde gearg- wöhnt. Um so verfänglicher ist es noch, als Schriftsteller von Gefinnung ehrlich über einen Fürsten zu schreiben, von dem man seit lange die Ueberzeugung hat, er sei in edelster Bedeu- tung des Worts ein freisinniger und hochherziger Fürst. Das Lob, welches hier seine volle Berechtigung hat, ruft dann nur zu leicht im Schriftsteller selbst die Scrupel wach, das Vorur- theil des Publikums möchte das echte Gold der Wahrheit nicht von dem schimmernden Flitter der Phrase, die redliche Würdi- gung nicht von der gebräuchlichen Liebedienerei unterscheiden. Und doch ist es wieder eine Art Pflicht, dergleichen Arbeiten unter Umständen zu unternehmen, — die Pflicht des Schrift- stellers, der sich durch keine Rücksichten abhalten lassen darf, für den höhern Zweck des Ganzen rechtschaffen und nach seinen Kräften zu wirken.

Die Ursache, weshalb ich den erwähnten Aufsatz verfaßte, war vornehmlich, ein getreues, lebensvolles Bild des Herzogs Ernst zu bieten, zu dem ich die Farben nur aus den That- sachen und den eigenen Anschauungen entnahm. Wol gab es schon mancherlei Charakteristiken dieser Art und mehr oder minder

werthvolle in ihrer Weise. Die meinige sollte nun ein Miniaturporträt des Herzogs sein, mit dem bunten Hintergrund des gothaischen Lebens und Volks. Gerade über das Verhältniß zwischen diesem Fürsten und seinem eigenen Volk war außerhalb der Grenzen des kleinen Staats wenig bekannt, und manche irrige Ansichten kursirten darüber. Durch die Lebensfrische einer solchen Schilderung hoffte ich mit beizutragen, den Fürsten, der als einer der edelsten und volksthümlichsten seit lange schon verehrt wird, dem deutschen Volke gewissermaßen auch menschlich näher zu bringen, ihm denselben in schlichter Einfachheit des Regenten und Bürgers, im leichten Kleide der Häuslichkeit zu zeigen. Auch speciell für das gothaische Volk war der Aufsatz berechnet, weshalb er in dem in Thüringen vielverbreiteten „Leipziger Sonntagsblatt“ seine Veröffentlichung fand. Es konnte, wie ich durch eigene Erfahrungen erkannt, in Gotha nur wohlthätig wirken, wenn dort auch einmal über die eigenen Angelegenheiten ein freies Wort vernommen wurde.

Licht und Schatten sollte in dem kleinen Bilde sein, damit es der Treue in nichts vergäbe. So sprachen denn oft die Thatfachen allein sowie die Urtheile der Masse aus der Charakteristik heraus, und mit diesen — waren sie auch nicht immer die liebliche Musik rückhaltsloser Anerkennung — brauchte um so weniger zurückgehalten zu werden, als Herzog Ernst kein Mann ist, dem nur das Lob seiner bedeutenden Eigenschaften willkommen ist, sondern der mit der scharfen Selbsterkenntniß seiner

menschlichen Fehler auch einen nie ruhenden Trieb nach lauterer Wahrheit verbindet, woher sie komme und wie sie gestaltet sei.

In dem betreffenden Aufsatz wurden deshalb auch die Klagen mit angeführt, welche die Gothaer über ihren Fürsten führen, und ward deren Grund oder Ungrund dargelegt. (Siehe S. 17 und 18.) Der Herzog, weit entfernt durch diese übrigens nur skizzirten Thatfachen verletzt zu sein, nahm im Gegentheil hieraus sogleich eine Veranlassung, über diese Punkte sich gegen den Verfasser umständlich auszusprechen. Zugleich beehrte er mich mit einem Schreiben, dessen Hauptinhalt mitzutheilen ich für keine Indiscretion, vielmehr für eine nothwendige und gerechtfertigte Ergänzung dieser Vorbemerkung halte.

In dem Briefe Sr. Hoheit heißt es:

„Es ist eine eigenthümliche Sache, die eigene Persönlichkeit als Thema eines Artikels vor sich zergliedert zu sehen. Man findet entweder tendenziöse Schmeicheleien oder ungerechtfertigte Angriffe. Immerhin sind derartige Charakteristiken aber ein Zeichen dafür, daß der Verfasser an der Person, die er dem Publikum besonders vorzuführen beabsichtigt, Interesse nimmt. Je bedeutender nun die schriftstellernde Persönlichkeit ist, desto höher wächst das Interesse des Publikums und desto mehr muß dem betreffenden Original, von dem die Farbenskizze gemacht wird, daran liegen, wahrheitsgetreu und in glücklicher Auffassung dargestellt zu werden.“

„Was mich im vorliegenden Falle am meisten freute, war der Umstand, bemerken zu können, daß Sie wirklich mit Fleiß und Mühe der Charakteristik obgelegen haben und sich nicht in oberflächlichen Redensarten haben ergehen wollen.

„Dieser Umstand allein gibt mir die Feder in die Hand, um Ihnen, der mit soviel Schärfe Menschen und Verhältnisse zu ergründen weiß, in der Anlage einige Aufklärungen über einen Punkt in Ihrem Artikel zu geben, den Sie selbst doch nicht ganz zu ergründen vermochten.

„Der Punkt, über den ich mich darin näher ausgesprochen habe, betrifft mein Verhältniß zu dem Theile meines Völkchens, in dessen Mitte Sie einige ruhige Jahre verlebten.“

Diese hierin erwähnte „Anlage“ des Herzogs erschien mir als eine so werthvolle Selbstkritik desselben, daß ich nicht Anstand nahm, dieselbe für die Oeffentlichkeit zu bestimmen, um so mehr, als der hohe Autor derselben mir die freie Disposition darüber gestattet hatte. Ein von so freimüthigem Geist erfülltes und in vielen Punkten auch staatsmännisch so bedeutendes culturhistorisches Actenstück durfte nicht allein im Besitz einer einzelnen, wenig geltenden Person bleiben, sondern war würdig, dem ganzen deutschen Volk als ein ihm gemachtes Geständniß des populärsten seiner Fürsten zur Kenntniß gegeben zu werden. Der Herzog von Coburg-Gotha ist der Mann, auf welchen die deutsche Nation einen großen Theil ihrer heiligsten Hoffnungen setzt, der sich dem Vaterlande mit nie rastendem Eifer und hoch-

herzigen Sinnes widmet, und von dessen echtem Patriotismus erst neuerdings wieder der Abschluß der Militärconvention mit Preußen — ein freiwilliger Verzicht auf Souveränitätsrechte zum besten der Einigung Deutschlands — ein glänzendes Zeugniß abgab. Es muß dem deutschen Volk werthvoll sein, einen solchen Fürsten genau von allen Seiten kennen zu lernen; es ist ein Gebot der patriotischen Pflicht, nichts zu versäumen in dieser Zeit der Krisis, um die nach politischer Einheit und Freiheit machtvoll strebende deutsche Nation mit dem innersten Denken und Empfinden eines ihrer hervorragendsten und edelsten Männer vertraut zu machen!

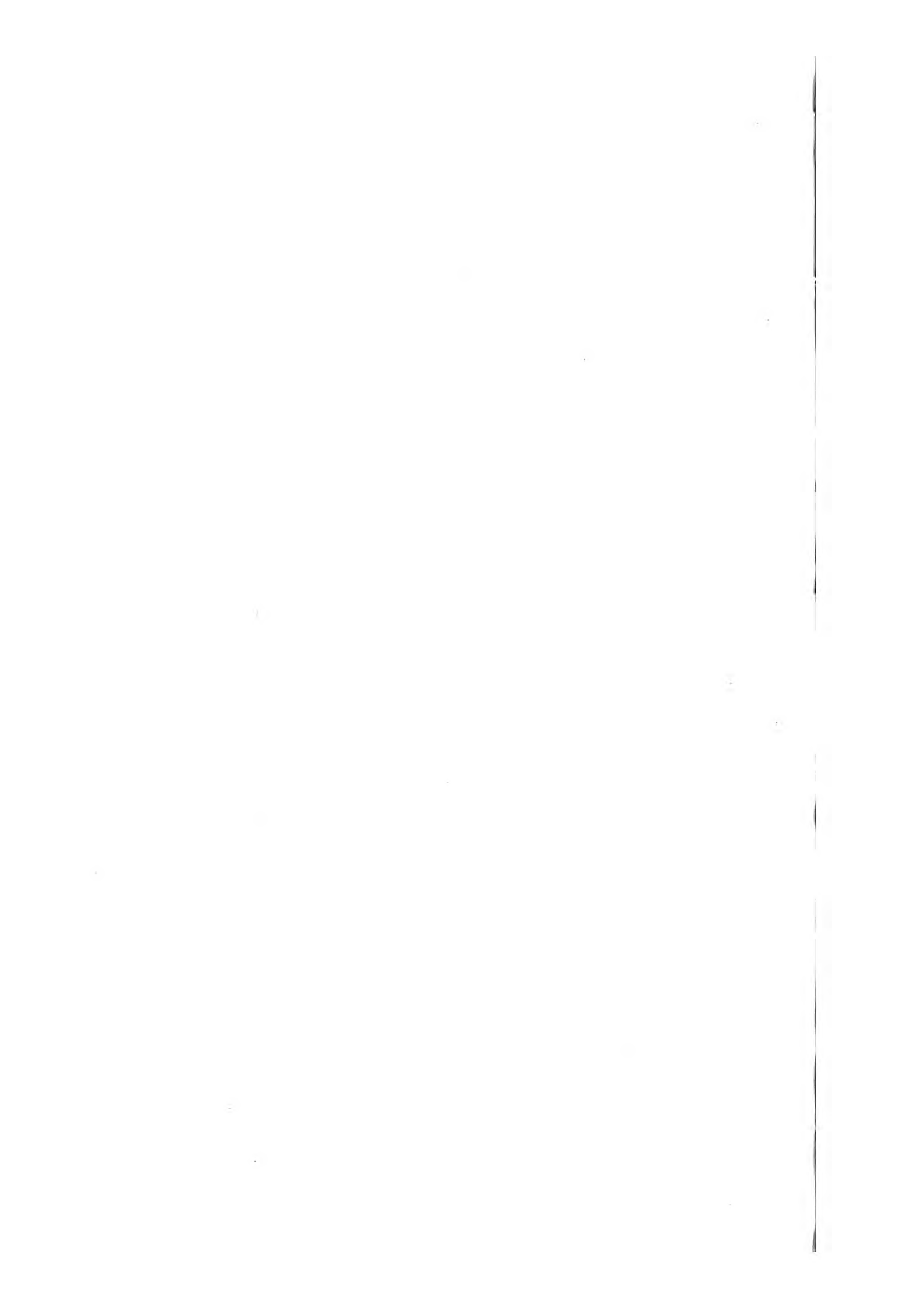
Wie könnte dies würdiger und besser geschehen, als durch die eigenen Auslassungen des Herzogs Ernst, die in einfach-offener Weise über sich selbst als Regent, über seine Regierung, seine Pläne, über Land und Leute seines kleinen Staats, und über das deutsche Volk handeln? Wir Deutsche sind am wenigsten gewohnt, Fürsten zu haben, welche sich der Mühe unterziehen, in deutscher Offenheit ihre Gesinnung außerhalb von officiellen Actenstücken meist zweifelhaften Werthes zu präcisiren, und um so kostbarer muß uns also das männlich-freie Wort eines solchen sein. —

Ist sonach der kleine Aufsatz aus meiner Feder zu einer Bedeutung gekommen, so war es, daß er den Herzog von Coburg-Gotha directe Veranlassung gab, einen für sein eigenes wie für das ganze deutsche Volk so interessanten und werthvollen Bericht

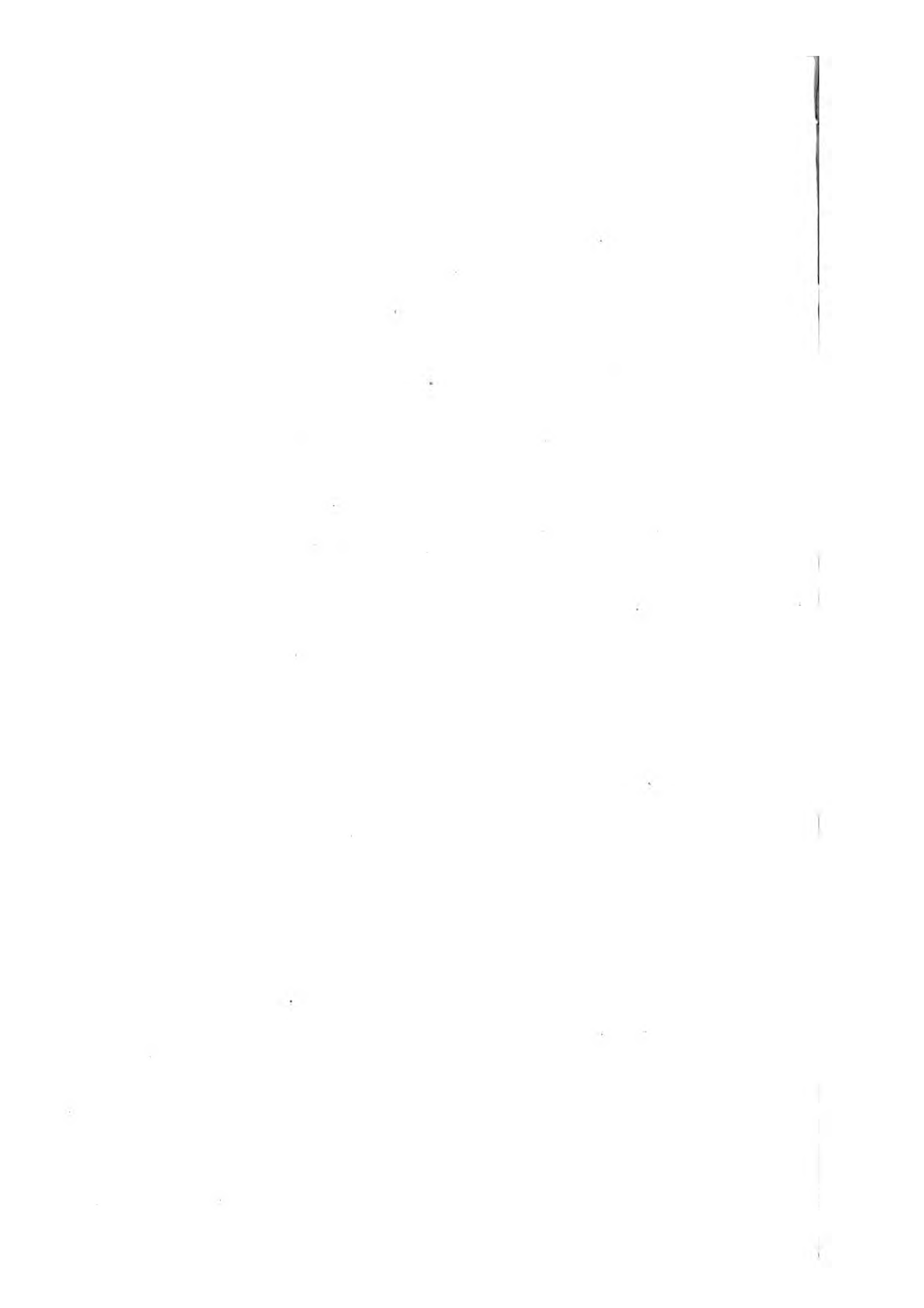
über sich selbst abzufassen. Dieser Umstand motivirt wol genügend den wörtlichen Wiederabdruck des erwähnten Aufsatzes aus dem „Leipziger Sonntagsblatt“, dem dann unmittelbar das sich vielfach darauf beziehende Schreiben des Herzogs Ernst folgt, ohne daß ein Wort geändert oder zugesetzt wurde.

Teplitz, Ende Juli 1861.

Schmidt-Weißenfels.



Gotha und der Herzog Ernst.



In lieblichster Lage sieht man vom Eisenbahnwagen aus die zweite der Hauptstädte Thüringens, die Herzogsstadt Gotha. Ein breiter Fahrweg geht vom einsamen Bahnhofsgelände eine Strecke durch Ackerland hindurch, dann wird er eine prächtige Baumallee, zu deren beiden Seiten elegante Villen, freundliche Häuser, durch Gärten getrennt, selbst mehrere palastartige Gebäude eine der vielversprechendsten Einfahrten in eine kleinere Stadt bilden. Der stattliche, anmuthige Park mit seinen riesigen Tannen, feinen Buchen, Eichen und Kastanien, entzieht die Stadt selbst lange dem suchenden Auge; nur hoch oben über den Gipfeln der Bäume ragt der imposante Bau des Schlosses Friedenstein empor, mit seinem schwarzen Schieferdach, seinen zwei mächtigen thurmartigen Flügeln weithin im thüringer Lande sichtbar. Es mahnt immer und immer an seinen Erbauer, an Herzog Ernst den Frommen, den Ahnherrn des Hauses, welcher zu der Zeit, da der Dreißigjährige Krieg noch überall in Deutschland seine Geißel schwang, in seinem Lande Glück und Segen verbreitete.

Rechts und links von der Stadt dehnt sich ebenes Saatenland weithin aus. Aber auf der andern Seite der Eisenbahn heben sich die ersten Kegele des eigentlichen Thüringergebirgs aus dem Flachland auf, und rücken dann immer mehr zusammen, Berg und Thal bildend, immer anstrengender und mächtiger, bis sie zuletzt in herrlichster Waldkette ein romantisches Ganzes bilden und als eine Gebirgswand mit wundervoll geschwungener Kante, immer höher und höher steigend, immer tiefer vom Wald beschattet, sich im blauen Dufte verlieren. Der König dieses thüringer Waldtheils, der Inselsberg, ragt in stolzer Majestät über alles Land und Gebirg; auf seinem Gipfel sieht man scharf begrenzt das Gasthaus, bis die Nebel

herniedersteigen wie die Geister der tausend Sagen, erst die Kronen, dann die Häupter verhüllen, um den alten Märchentraum weiter zu spinnen.

Angeichts dieser romantischen Bergkette, etwa anderthalb Stunden davon entfernt, liegt Gotha, zu Füßen des hocherbauten, vom Park noch umgebenen Friedensteins anmuthig gelagert. Bäume und Gärten mit kleinen weißen Häusern, einige Villen, haben einen lieblichen Kranz darum gelegt. Die Stadt selbst macht den heitersten Eindruck. Während Weimar gespreizt, vornehm und öde erscheint, ist Gotha traulich, wohligh und von dem regen Leben einer Landstadt durchströmt. Wohlstand, noch theilweise mit der alten Genügsamkeit gepaart, blickt einem überall entgegen, und die Hoffärtigkeit des Residenzcharakters zeigt sich nur an der Eleganz einzelner Läden und der Weitbauschigkeit vieler Crinolinen. Vergnügungssüchtig, wie der Gothaer ist, hat er weise jeder Zeit des Jahres eine Lustwoche abgewonnen, und er schließt seinen Tag beim Bierkrug, wenn er ihn nicht damit schon beginnt. Thüringer Frohsinn und Verbheit ist ihm eigen geblieben, und seine feiste Gestaltung, die sich im Bewußtsein ihres gutverfогten Daseins bewegt, spricht traulich durch ihre Gesundheit wie durch ihre Gemüthlichkeit an. Es ist ein hübscher, kerniger Menschenschlag und die Weiber noch mehr denn die Männer, die mehr und mehr schon von „des Gedankens Blässe angekränfelt“ sind. Die Mädchen von Gotha haben einen guten Ruf durch ihre Niedlichkeit und die blauen Augen, die schalkhaft aus rosigen Gesichtern blitzen und ihre Artillerie gut zu verbrauchen wissen. Sie jagen leidenschaftlich dem Genuß der Vergnügungen nach, denn kurz nur ist die Zeit, die ihnen die Sitte dazu läßt. Sie existiren für die Deffentlichkeit nicht, bevor sie die Confirmation nicht erhalten haben, und treten sie in die Ehe, so verschwinden sie wieder vom Tummelplatz der Jugend und cultiviren ihre Frauenwürde. Drei, vier Jahre der Jugend — wie schnell sind sie vorüber, besonders wenn man sie durchtanzt!

Residenz ist Gotha eigentlich nur von Neujahr bis Ostern; erst zu Neujahr zieht der Hof des Herzogs hierher. Die übrige Zeit des Jahres theilt der Herzog seine Liebe zwischen dem romantischen Koburg und dem Lustschloß Reinhardsbrunn, von wo aus im Herbst fast Tag um Tag die Jagdzüge gehen. Kein leidenschaftlicherer Weidmann als Herzog Ernst; der halbe Thüringerwald ist sein Revier; er hat ihn als Domäne behalten und was ihm außerdem gefiel dazu gekauft, oft mit sehr großer Mühe und schweren Opfern. Denn die Gothaer geben nicht gern von ihren Waldfluren ein Soch dahin und dem Herzog am allerwenigsten. Sie

haben aus vielerlei Gründen viel Eifersucht gegen ihn, und man würde in der That ganz irrig sein, wenn man die Popularität und Verehrung, die der Herzog von Koburg-Gotha in ganz Deutschland und über dessen Marken hinaus genießt, auch von seiten des eigenen Volks voraussetzte. Zum Theil erklärt sich dies auf natürliche Weise, daß der gegenseitige langjährige Verkehr und das Gefühl des Volks, den Fürsten zu haben, die Empfindungen gewohnter macht und deren Alltäglichkeit sie kühl und nüchtern gibt. Aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß man im eigenen Lande gerade wegen der großen Fähigkeiten des Fürsten nicht sehr begeistert auf ihn zu sprechen ist. Man sagt, der Herzog kümmere sich zu viel um die große Politik und zu wenig um die eigenen Unterthanen, die er unterschätze, und denen er im Grunde gar wenig Aufmerksamkeit schenke. Er rufe nicht allein Ausländer in Menge ins Land und gebe ihnen die ersten Stellen an der Regierung, während das Landeskind selten zu dem Amte und der Würde gelangen könne, die es verdiene; er sehe auch die Regierung seines Landes für viel zu winzige Beschäftigung im Verhältniß seiner Fähigkeiten an, und während ganz Deutschland ihn als den besten Fürsten preise, ziehe das Volk eigentlich wenig Vortheil daraus. Denn es gebe noch eine Menge Uebelstände zu beseitigen und Manches könnte noch sehr viel besser sein. Aber — so reden die Leute weiter — der Herzog sei auch kein Freund davon, daß ihm öffentlich darüber die Wahrheit gesagt werde. Der Landtag bestehe zum Theil aus Beamten, denn drehe man sich um, so trete man ja auf einen Rath — so vieler gebe es. Von dieser Seite komme demnach wenig zur Sprache. Und mit der Pressfreiheit sei's auch „solche Sache“. Man könne zwar in des Herzogs Land denken und schreiben was man wolle, auch über die ganze Welt drucken lassen was einem beliebe; aber die koburg-gothaische Presse sollte sich doch nicht unterstehen, über die Zustände des eigenen Landes etwas Unangenehmes zu sagen. Würde man z. B. über eine mangelhafte Schuleinrichtung sprechen, so wäre eine Anklage auf Beleidigung der Schulcommission ganz sicher; nähme einem die Willkür, welche das Steueramt factisch ausüben kann, zu viel Steuern ab — in der Presse möge man sich gar hüten, darüber Beschwerde zu führen. Nicht einmal über die Theater Vorstellungen dürfe man öffentlich kritisiren, ohne riskiren zu müssen, vom Intendanten oder von einem Schauspieler wegen Beleidigung eines „herzoglichen Beamten“ belangt zu werden. Es sei just nicht so schlecht im Lande, das wäre schon richtig; aber wenn man sich einmal über etwas beschweren wollte, dürfe man es in der heimischen Presse gewiß nicht.

Freilich man könne zum Herzog selbst gehen und ihm klagen; mit dem ließe sich „schlankweg“ reden.

In mancher Beziehung haben diese Beschwerden ihre Richtigkeit; aber die Schuld davon wird mit Unrecht dem Herzog aufgebürdet. Es ist wahr, daß sein strebender, in großen Dimensionen arbeitender Geist der kleinbegrenzten Sorge als Landesvater leicht und gern entflieht, um sich in den großen Gebieten der Politik zu ergehen und namentlich das Gesammtvaterland und dessen Wohl und Glück mit fördern zu helfen. Der Unmuth darüber ist verzeihlich, aber nicht gerechtfertigt. Ist doch auch Gotha ein Theil und ein schöner Theil des deutschen Vaterlandes, dem dessen Glück mit zugute kommt! Müßten wir uns doch glücklich preisen, daß einer unserer Fürsten, und ein hochbegabter, ein echt deutscher, so regen Antheil an Deutschlands Aufbau nimmt und in dieser Sache Hand in Hand mit dem Volke geht! Das Herzogthum Koburg-Gotha ist am Ende nicht so groß, um sich als dessen Fürst mit der Regierung desselben einzig und allein beschäftigen zu brauchen, — zu viel Regieren ist ein Unglück fürs Land. Hier ist ja Alles wohl bestellt und geht seinen regelmäßigen Gang.

Auch der Vorwurf bezüglich der Ausländer ist kleinlich. Sind es doch nur Deutsche, meist aus ihrem engern Vaterland wegen ihres Liberalismus und Patriotismus Vertriebene, die in Gotha ein Asyl finden und einen Platz, auf dem sie ihre Fähigkeiten zum besten aller werthen können. Danken wir Gott, daß es in Deutschland, wenn fürstlicher Despotismus sich geltend macht, noch einen Fürsten gibt, der den Verfolgten seinen Schutz gewährt! Auch dem Lande kommt dies zu Gute. Fällt wol für manches „Landeskind“ eine Stelle aus, auf die es gerechnet haben mochte, so kommt doch durch den Eintritt anderer Deutschen in die Beamten des Herzogthums auch ein vielseitigerer Geist in dieselben, der dem kleinstaatlichen Popsthum wohlthätig fürs Ganze Abbruch thut und dem gäng und gäben Nepotismus den Garaus macht. Auch das Veröffentlichlichen von Beschwerden über Uebelstände und dergleichen in der Verwaltung des Landes muß man in einem so kleinen Lande nicht billigen. Hier, wo jeder des andern Verhältnisse genau kennt, weiß, wie viel Einkommen er hat und wie viel er jährlich mehr ausgibt als er hat; wo viele Familien zehnfach verschwägert sind und kein anständiger Mensch etwas thun kann, ohne daß es Tags darauf das ganze Land wüßte, — hier spielen so viel Persönlichkeiten und Privatinteressen mit, daß jede Staatsaffaire leicht ein persönlicher Skandal werden kann und eine Preßfreiheit in dieser Beziehung lieber weise verhindert bleibt.

Eine gewisse Rivalität zwischen Gotha und Koburg trägt viel dazu bei, den Herzog öfter mit Unmuth, namentlich gegen die Gothaer, zu erfüllen. Sie sind diejenigen, welche sich seit jeher gegen die vom Herzog gewünschte Vereinigung der beiden Länder, die Einsetzung einer Regierung für dieselben, stemmen, weil sie wohlhabender sind und die Schulden wie die Kosten der Verwaltung von Koburg nicht mit übernehmen wollen. Das ist am Ende eine der größten Sorgen, die Herzog Ernst als Landesfürst hat. Er ist kinderlos, sein Erbe ist Prinz Alfred, der Sohn der Königin von England; das Bewußtsein, daß nach seinem Tode das Land an eine andere Linie kommt, mag also gleichfalls mit Ursache sein, die innigen Beziehungen zwischen Volk und Fürst nicht über das gewöhnliche Normale zu steigern. Bei alledem würde es der Wahrheit entgentreten, wollte man behaupten, das Volk sei im Grunde nicht zufrieden. Ja, es ist stolz auf seinen Herzog, schon weil er seine Rolle auch außerhalb des kleinen Landes spielt; es achtet ihn hoch; es liebt ihn, wenn auch diese Empfindung ruhig ist und keine Ursache hat, in rasch verlodernde Flammen aufzuschlagen. Das Verhältniß zwischen Volk und Fürst ist so geregelt, daß keine Conflictte vorkommen können, und ein jeder weiß was er hat und geht seinen Weg allein. Der Herzog hat die Regierung so eingerichtet, daß sie niemand fühlt, das beste Lob, was man ihr geben kann; nun aber will er auch seine persönliche Freiheit nach seinem Geschmack genießen und thut es, unbekümmert eines Theils des bischen Adels, der an dem schlichten, bürgerlichen Hofe keine Rolle spielen kann und über den Liberalismus des Herzogs seine Glossen macht.

Die verschiedenen Umsiedelungen des Herzogs macht auch das Theater mit. Von Neujahr bis Ostern ist es in Gotha, die übrige Zeit in Koburg, wo es jedoch vom Juli bis September geschlossen bleibt. Der Herzog verwendet sehr viel darauf, und die Kräfte am Theater sind sehr achtungswerth, namentlich in den Hauptpartien. Natürlich erfreut sich bei der leidenschaftlichen Liebe des Fürsten zur Musik die Oper einer ganz besondern Sorgfalt; was Ausstattung, Garderobe und Ensemblespiel betrifft, dürften kaum drei bis vier Theater in Deutschland sein, die Gleiches bieten, kaum zwei, die es darin übertreffen. Auch die Kapelle ist ausgezeichnet. Das Theatergebäude in Gotha, obwol in der innern Einrichtung mannichfach verfehlt, ist eins der schönsten, und namentlich gewährt es von außen einen imposanten Anblick.

Das Theater ist dem Herzog so unentbehrlich wie dem Volke. Sehr selten, daß er, wenn er nicht abwesend ist, einen Abend versäumt. Die große herzogliche Loge in der Mitte des ersten Ranges wird indeß fast

niemals von ihm besucht; dort pflegen gewöhnlich nur die Damen und Herren des Hofes zu sitzen. Er selbst befindet sich regelmäßig in seiner kleinen Proscaeniumsloge, in Gesellschaft seiner Gemahlin und zwei oder drei anderer Personen. Nie sieht man ihn anders als im schwarzen Oberrock; den linken Arm auf der Brüstung, mit dem Rücken gegen die Bühne gefehrt, plaudert er entweder mit seiner Gemahlin oder die stets mit weißen Handschuhen bekleidete Hand führt das Glas an die Augen, um sich auf einzelne im Parquet zu richten. Dann folgt er wieder dem Spiel auf der Bühne, und namentlich bei Opern, bei großen Scenen wendet er alle seine Aufmerksamkeit dahin. Mit der Hand schlägt er wol auch leicht den Tact auf der Brüstung, und gelingt eine Arie, ein Duett, so klatscht er mit dem Publikum um die Wette in die Hände. Nach dem Actschluß betritt er gewöhnlich durch eine besondere Thür die Bühne, um der Primadonna, oder wer es sonst sei, Complimente zu sagen, auch wol dies und jenes selber anzuordnen. Denn in Wahrheit ist er seines Theaters eigener Intendant, insofern als er sich die Sorge um dasselbe angelegen sein läßt. Neuerdings hat der Cabinetsrath von Meyern die Leitung des Theaters erhalten; er ist der talentvolle Dichter des „Heinrich von Schwern“ und „Die Braut Conradin's“, dramatische Werke, die ein glänzendes Zeugniß von der Begabung, dem edlen Streben und dem Patriotismus des Mannes geben, der in der nächsten Umgebung des Herzogs ist.

In Gotha wird viermal in der Woche gespielt, darunter zweimal Oper. - Stets ist das Theater, obgleich es an 1800 Personen faßt, gefüllt; für eine Stadt von 16000 Einwohnern in der That ein bemerkenswerther Umstand. Aber, wie gesagt, das Theater gehört mit zu den Unentbehrlichkeiten der Gothaer. Wer irgend kann, nimmt sein Abonnement für die Saison, sodasß mehr als die Hälfte der Plätze vergeben ist.

Der im Januar gewöhnlich stattfindende große Hofball markirt in anderer Weise die Anwesenheit des Herzogs in Gotha. An 5 bis 600 Einladungen ergehen dazu, und außer den höhern Beamten und Fremden von einiger Distinction wird auch ein großer Theil der Bürger Gothas damit bedacht, namentlich die schöne Welt, die dann auch schon wochenlang vorher sich darauf freut und zu dem Putz die Kassen der Väter weidlich in Anspruch nimmt. Die prächtigen Säle und Zimmer des Schlosses Friedenstein empfangen alsdann die glänzende Versammlung; die alten Ahnen, deren Gemälde in Menge den Corridor zieren, werden

aus der sonst gewohnten Ruhe gestört und sehen verwundert die Uniformen und Crinolinen an sich vorüberziehen.

Die paar invaliden Leibgardisten des Herzogs sind verdammt, alte Hellebarden in die Hand zu nehmen und an den Thüren sich in möglichst gravitatischer Haltung aufzustellen, steif, wie versteinerte Landsknechte Ernst des Frommen. Auf und ab in dem großen, aber etwas niedrigen Saal, dessen Decke die Knäufe und Beladungen des Rococostils reichlich aufweist, wogt die bunte Menge in Galalleidern und prächtigen Roben. Eine kolossale Anzahl von Uniformen gibt dem Ganzen ein ausnehmend glänzendes Gepräge, und die Vermuthung taucht auf, alle diese Beamten seien nur zu dem Zweck uniformirt, bei festlichen Gelegenheiten durch ihr Gold und Silber am Leibe die Staffage zu bilden. Man glaubt Generale vor sich zu sehen und es sind nur Stallmeister. Die zwanzig Offiziere, welche das gothaische Contingent liefern kann, verschwinden unter der Anzahl der andern glänzenden Uniformen. Der Herzog selbst ist in der stattlichen preussischen Kürasseruniform, eine imposante Kriegergestalt, um die sich zugleich das glänzende Gewoge als den Wirbelpunkt dreht. Hinten, in der Nähe des Zimmers, in dem das gastfreie Büffet sich befindet, stehen die jungen Beamten, Referendare u. dgl., wohlweislich eingeladen, um mit den hinauf commandirten Lieutenants die Tänzer abzugeben; denn die uniformirten Herren haben den Dienst Terpsichorens längst verlassen und versteigen sich höchstens noch zur Betheiligung an dem interessanten Spazierschlürfen einer Quadrille, in welcher der Herzog selbst nur selten fehlt. An einer andern Seite des Saales stehen die unglücklichen bürgerlichen Opfer des Festes, zusammengedrängt, schüchtern, meist in weißen Kleidern und so nur allzu ähnlich einer Lämmerherde. Sie sind verurtheilt, zu warten bis sich einer der wenigen Tanzlustigen ihrer erbarmt, und gern gehen sie einem sich in ihre Nähe verirrenden Referendar ein paar Schritt entgegen, um nur der stundenlangen Pein des Stehens und Zusehens einmal entfliehen zu können. Der Herzog sieht mit menschlichem Bedauern auf diese Unglücklichen, welche vergebens versuchen, sich in ihre Lage mit dem Anstand von Salondamen zu fügen. Er geht zu einer oder der andern, die er kennt, und plaudert mit ihr, in jener offenen, ungezwungenen Weise, die sogleich alle Schüchternheit verbannt. Er ahnt nicht, welch ein grimmer Neid inzwischen in den Busen der umstehenden Mädchen rast! Zuweilen läßt der Herzog eine dieser Damen, wenn sie hübsch ist, durch den Hofmarschall zum Tanz engagiren; er scheut keinen Walzer, keinen Galopp, wiewol das etwas steife Knie des einen Fußes, Folge

eines Sturzes vom Pferde, dem anscheinend hinderlich sein müßte. Aber keineswegs: das Nachschleppen des Fußes findet nur statt, wenn der Herzog sich gehen läßt; er bemeistert es vollkommen, wenn er will.

In einer großen Nische befindet sich der Hof. Die Herzogin, von deren Antlitz Milde und unendliche Güte leuchtet, hat für alle Damen ein liebevolles Wort. Ihre edle, an die deutschen Ritterfrauen mahnende Gestalt tritt häufig in den Kreis der Bürgermädchen, um auch ihrerseits dieselben einen Moment durch einen Trost zu erfreuen. Die Hofdamen in der Nische neigen gnädig ihr Haupt zu dem Geflüster ihrer Cavaliere, und lassen dabei vornehmer als ihre Gebieterin die Augen über die glänzende Menge schweifen. Die Hofmarschälle machen mit dem spanischen Rohr in der Hand die Cour; die Lieutenants suchen mit einer Dame eine Liaison anzuknüpfen; die Referendare haben sich beim Büffet gestärkt und warten im Hintergrunde den Beginn des nächsten Tanzes ab. Ist der Herzog im Saale, so werden sie die Bedingung ihres Daseins erfüllen und tanzen, um nicht im nächsten Jahre von Sr. Hoheit eigenhändig von der Einladungsliste gestrichen zu werden. Denn man ladet sie ein, damit sie tanzen sollen. Aber wie die Erfahrung bestätigt, haben die jungen Männer unserer Zeit keine Leidenschaft fürs Tanzen, und die Gothaer mit dem dicken Bierblut sind wol noch fauler darin wie die andern. Dies bildet auch den Gegenstand des Gesprächs der jungen Damenwelt, deren holde Mitglieder durch das lange Stehen bereits Schmerzen in ihren reizenden Füßen bekommen haben.

In der langen Reihe Mococozimmer, die aus dem Saal führt, haben auch viele ihren Aufenthalt genommen. Hier haben sich einige Damen auf die Stühle niedergelassen, um eine Zeit lang der erstickenden Hitze des Tanzsaales zu entfliehen; dort hält die Primadonna ihren Hof und weiß selbst den Herzog eine Quadrille hindurch zu fesseln. In den letzten Zimmern spielen einige alte Damen mit alten Herren ihren Whist; dort steht ein einsam sich fühlender Fremder die werthvollen Gemälde an den Wänden an; auf und ab gehen wol auch ein paar diplomatische Naturen in ihrer Uniform, eine kleine Hofintrigue ausspinnend oder eine kleine Staatsaffaire des Herzogthums mit der Wichtigkeit eines Weltereignisses behandelnd, bis einer ihrer Freunde zu ihnen stößt und eine ganz neue Anekdote von der oder jener Dame, eine ganz neue Liaison von dem oder jenem Herrn zu erzählen weiß. Vom Saal her aber tönt die rauschende Musik, und ein heimlich Liebender eilt durch die Zimmer, das schnell erstandene, ihm entschwindene Ideal seines Herzens zu suchen.

So wird es Mitternacht; das Souper beginnt. Die Versammlung, an der Spitze der Hof, verfügt sich nach den beiden Speisefälen. Da der Raum nicht ausreicht, die ganze Versammlung in einem Saale zu vereinigen, so hat der Herzog die sehr sinnreiche Einrichtung getroffen in dem einen Saale um seine Person nur alle Damen und die höhern Beamten zu vereinigen, die Herren dagegen, die ohne Gattinnen sind, in einem andern Raum abspeisen zu lassen. Sobald dieses Geschäft beendigt ist, vereinigt sich die ganze Versammlung wieder im Ballsaale und der Tanz nimmt von neuem seinen Anfang. Das Fest, in keiner Weise in dem Charakter der Gezwungenheit und Steifheit, welchen gemeinhin Hoffeste aufweisen, verläuft nach dem Souper womöglich in noch gesteigerter Gemüthlichkeit.

Noch ein anderes Fest, welches Gotha durch den Hof erhält, ist erwähnenswerth. Es ist die Redoute während des Carnevals. Das Theater wird zu diesem Behufe in einen großen Ballsaal verwandelt, und der Eintritt steht jedem gegen Entgeld frei, vorausgesetzt, daß er, wenn er sich im Saale aufhalten will, maskirt erscheine. Der Hof, das Theater, ganz Gotha theilhaftig sich an dem Mummenschanz; der riesige Raum ist bis zu den Galerien überfüllt und an Tanz kaum zu denken. Der Herzog verfolgt im Domino diejenigen im Gewühl, welche sein Interesse erregen, und er selber ist häufig den Attacken der Masken ausgesetzt, gegen die er sich tapfer und in der edelmännischen Weise, die ihm eigen, zu wehren weiß.

Das sind die vornehmsten Gelegenheiten, bei welchen der Herzog mit dem gothaischen Volk in nahesten Berührung tritt, und wie es geschieht, spricht am beredtesten für den Charakter des Herzogs, der nie mehr prätendirt, als Mensch sein zu wollen, und durch die Natürlichkeit und Offenheit, mit der er sich als solcher gibt, unendlich mehr seiner Fürstlichkeit nützt als jene, welche als Fürsten von Gottes Gnaden wähen, sie stiegen zum Volk hernieder und büßten ein von ihrer Majestät, wenn sie mit ihm in Berührung träten. Fürst zu sein ist ein Amt.

Herzog Ernst hat sich in Gotha ein kleines Palais bauen lassen, in dem er wohnt. Es steht am Eingange des Parks, an jener Allee, welche vom Bahnhof in die Stadt führt, und es ist so einfach und klein, daß nur darin seine Auffälligkeit besteht. Ein Nebengebäude enthält die Wohnungen für die Diener und Beamten des Hofes; gegenüber liegt das herrliche Marstallgebäude in gothischem Burgstil, mit einer musterhaften Einrichtung. Der Herzog ist ein Liebhaber von Pferden, und er hat

einige der edelsten Rassen und von theuerstem Preis. Ein Theil dieses Marstallgebäudes enthält die Fremdenzimmer für Gäste, die einige Tage am Hofe zu Gotha verleben.

Der Herzog und seine Gemahlin bewohnen das zweite Geschoß des Palais; eine einfache, schlichte Bürgerwohnung, deren Räumlichkeit auch verbietet, über eine gewöhnliche comfortable Einrichtung hinauszugehen. Er steht früh auf und arbeitet für sich allein, correspondirt, notirt sich in sein Tagebuch, was ihm dessen werth zu sein scheint, und empfängt dann den Vortrag seiner beiden Cabinetsräthe, des Hofmarschalls u. dgl. Dann kommt wol auch der Minister oder der und jener höhere Beamte, um mit ihm zu conferiren, oder er begibt sich ins Ministerhotel, um an der Sitzung theilzunehmen. Das Dejeuner wird in anspruchlofester Weise genommen, gewöhnlich mit der Herzogin allein, wenn nicht ein Gast eigens dazu eingeladen wird. Alsdann plaudert der Herzog in anregendster Weise mit demselben, und die Unterhaltung zieht sich beim Genuß einer Havana zuweilen mehrere Stunden in die Länge. In nichts äußert sich ein Verlangen des Herzogs, über sein wahres Denken und Wesen nur irgendwie im Unklaren zu lassen oder gar absichtlich das Gespräch in eine Wendung zu bringen, die ihm Gelegenheit gebe, bestehend auf seinen Gast einzuwirken. Offen und plötzlich ist seine Rede; sie sprudelt aus einer immer bewegten Seele hervor, in der Entgegnung verschwenderisch neue Anregungen hinwerfend, neue Fäden, um die Unterhaltung in alle Gebiete hinüberzuspinnen. Die Unruhe des Gedankens lebt in dieser Natur. Als könne sie in stetigen Genuß sich nicht fügen, strömt sie leidenschaftlich ihr Wesen aus und faugt zugleich begierig neue Ideen, neues Wissen ein. Wie im Flug trägt dieser feurige Geist das Gespräch aus den leichten Sphären hinüber, hinauf in die Gebiete höhern Denkens und Fühlens, und der Gast weiß nicht, ob er dahin folgen soll, folgen kann. Und dies geschieht nicht aus Sucht zu glänzen, nicht durch Künstelei; das Wesen des Herzogs ist so elektrisch, daß es bei jeder empfänglichen Berührung unwillkürlich Funken sprüht. Fließt die Unterhaltung in leichter Weise dahin, so kann man in dem tiefgrundigen schönen braunen Mannesauge des Herzogs deutlich sehen, wie dort die Gedanken tieferer Art liegen und auf Losbruch warten. Er reizt zur Debatte und dennoch ist er nicht geneigt, seine Meinung in allzu langem Streit zu verfechten oder gar durch seine Stellung ihr das Vorrecht zu erzwingen. Das feurige Temperament treibt ihn nur zu schnell weiter und er nöthigt damit, ihm zu folgen. Bestimmt und rückhaltslos äußern sich seine An-

sichten und Urtheile, und sie belehren, daß seine Natur eine jener ist, die nur lieben oder hassen können und jeder Sache mit der Entschiedenheit des Selbstbewußtseins gegenüberstehen. Reiche Erfahrung, Menschenkenntniß, ein offener Blick für alles, echt deutsches Gemüth und Edelmannigkeit sprechen aus ihm; und die Leichtigkeit des Erzählens, der Beschreibung, der Formulirung von Ideen, der liebenswürdige Humor, der sich oft hindurchzieht, das treue Gedächtniß selbst für Unbedeutendes, bekunden auch ein Talent, fähig den innwohnenden Reichthum verwerthen zu können. Selbst im Componiren äußert sich diese Eigenthümlichkeit des Lebhaften, Gedankenüberstürzenden. Der Herzog hat zu heißes Blut, um Notenköpfe malen zu können, in welche die Musik seines Innern gebändigt sei. Lebt der Gedanke in seinem Kopf, so schreitet der Herzog durch sein Arbeitscabinet auf und ab, die Melodie vor sich hin pfeifend oder singend, welche seine Gemahlin mit kunstverständigem Sinn währenddem niederschreibt und in Tönen des Flügels wol auch dann zur Prüfung wiedergibt. So entsteht das neue Werk stückweise und aus Genuß geschaffen.

Abends um 6 Uhr findet gewöhnlich das Diner statt, zu dem immer mehrere Personen geladen werden. Sie versammeln sich in einem kleinen Salon, dessen Fenster nach dem kleinen anmuthigen Park hinausgehen, der sich hinter dem Palais befindet. Dann erscheint der Herzog mit seiner Gemahlin am Arm, und jede der Hoheiten läßt sich die etwa fremden Gäste vorstellen. Sofort ist auch der Herzog wieder im Gespräch und weiß in glücklichster Form die kurze Begrüßung bei dem einen zu enden, um sie mit dem andern anzuknüpfen. Auch die Herzogin tritt in der anmuthigsten, gewinnendsten Form den Anwesenden entgegen, schnell, im Augenblick, durch die Güte ihres Blicks, die Milde ihres Wesens einen Zauber der Traulichkeit im Salon verbreitend, der namentlich auf Fremde einen überraschenden Reiz ausübt.

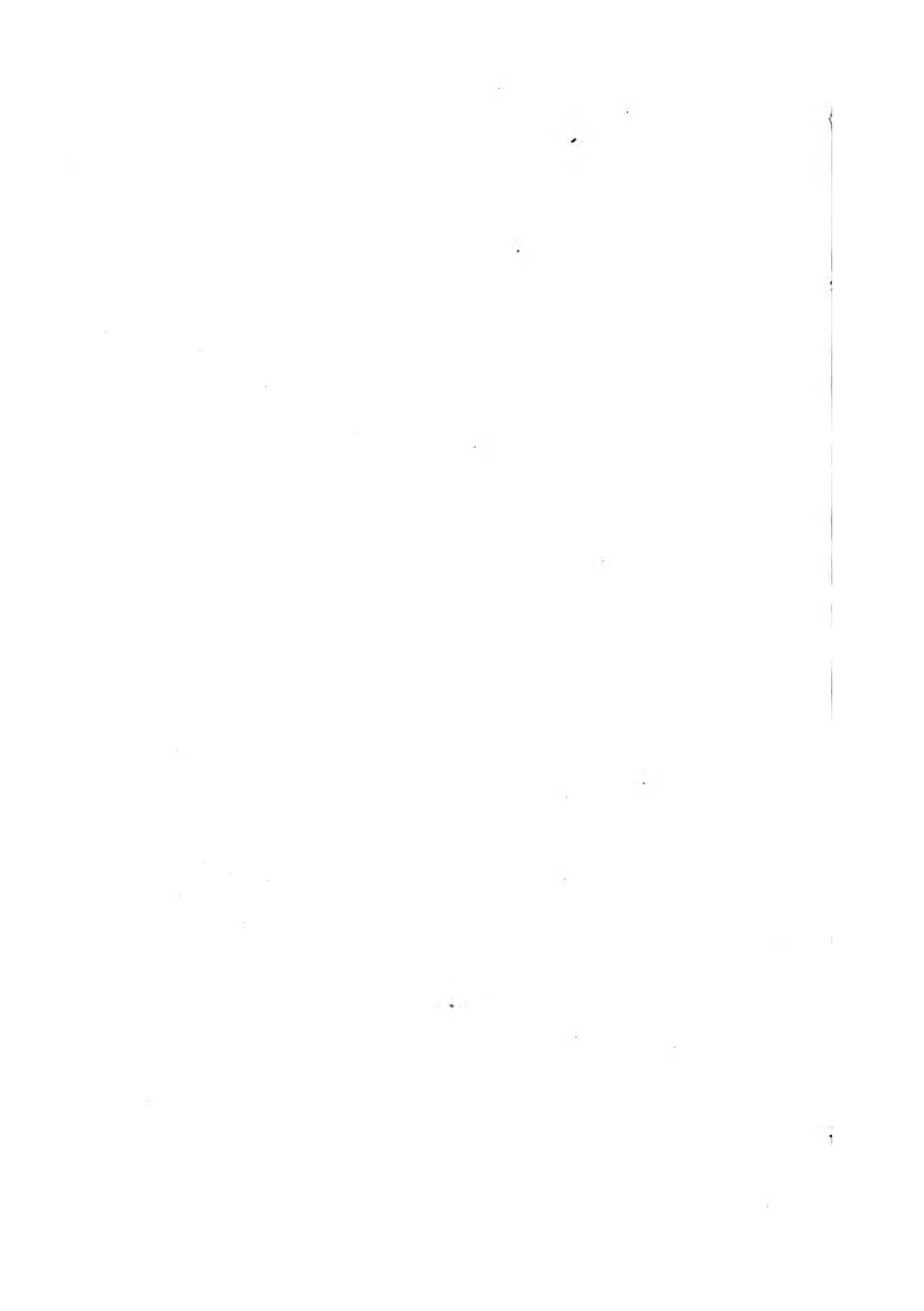
Der Hofmarschall kommt, um dem Herzog zu melden, daß servirt sei. Paarweise folgt die kleine, meist nur 8 bis 10 Personen zählende Gesellschaft dem herzoglichen Paare in den Speisesalon. Derselbe befindet sich in dem Wintergarten des Herzogs, einem Glashause, das mit dem Palais zusammenhängt und eine prächtige tropische Flora enthält. Ein Palmenbaum steigt mitten durch die Tafel und breitet seine Blätter darüber aus, bis hinüber zu seinen Brüdern und den andern Bäumen und Blumen südlicher Zonen. Der Mohr des Herzogs und die Lakaien serviren, und zwar in schneller Folge; denn die Tafel des Herzogs, obwol reich, währt gewöhnlich nur drei Viertelstunden. Inzwischen setzt sich auch die

Unterhaltung in ungezwungenster Weise fort und wird nach dem Diner in dem kleinen Salon während des Kaffees animirter zu Ende geführt. Geht man zuletzt als Mann von warmem Herzen aus dem gastlichen Hause des Herzogs durch den Park, auf den die Nacht bereits herniedersteigt, so hangen noch immer die Gedanken an ihm, und man sagt sich: Ja, es ist ein vortrefflicher Mann, ein deutscher Fürst wie wenige, und zu bedeutend, um in der Zeit unserer Noth nicht zu Bedeutendem bestimmt zu sein!

Schreiben

des

Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha.



Das Herzogthum Gotha war bis zu dem Theilungsfall des Jahres 1826 beinahe hundert Jahre hindurch ziemlich gleichmäßig regiert worden. Meine Ahnen mütterlicherseits waren entweder geniale, einer gewissen Excentricität sich ergebende Männer, oder sie verloren sich in einer gänzlichen Unbedeutendheit. Zwei Eigenschaften charakterisirten aber alle: sie beschäftigten sich nie viel mit den Regierungsgeschäften, thaten jedoch auch nie etwas, um einen Weheruf ihrer Unterthanen mit sich in das Grab zu nehmen. Strenge Rechtlichkeit und Sittlichkeit kennzeichnete sie im Gegensatz zu der Faulheit und Verderbtheit des vergangenen Jahrhunderts, und sowie sie in allen Verhältnissen Solidität liebten, so war auch ihr Hof mit einem soliden Luxus ausgestattet, und Männer von Geist und Bedeutung waren ihre steten Gäste. (Ich erinnere an die Zeiten von Voltaire's Aufenthalt in Gotha, an Grimm und Diderot, sowie an die ganze Regierungszeit meines Urgroßvaters Ernst II.)

Dieser Umstand brachte in die Stadt einen gewissen Grad von Bildung, der sich bis zur Stunde nicht abgeflacht hat.

Wie schon gesagt, überließen die Herzoge die Regierungsgeschäfte beinahe ausschließlich den Händen einer mächtigen Bureaukratie, die ihre nicht unbedeutend dotirten Stellen fast nur aus dem zahlreichen Adel besetzte.

Dieser Bureaukratie zur Seite stand eine Landesvertretung, die sich längst überlebt hatte. Die Verfassung beruhte ebenso sehr auf mündlicher Tradition, als auf schriftlicher Ueberlieferung, und nur das gute Einvernehmen zwischen Fürst und Volk war die Ursache, daß starke Reibungen höchst selten vorkamen. Es wurde altherkömmlich patriarchalisch regiert. Dies war auf die Dauer nur möglich durch die eigenthümliche Natur und Entwicklung der Bevölkerung.

Ungefähr drei Viertel der Bevölkerung bildet der Bewohner des flachen Landes, ein mittelmäßig wohlhabender, fleißiger, nüchterner Menschen-
schlag, nicht ohne Intelligenz, der sich langsam neben dem reichen, adelichen Grundbesitzer herangebildet und, da dieser letztere zumeist Hof- und Beamtenstellen einnahm und sich weniger um die persönliche Bewirthschaftung seiner Güter bemühte, mit der Zeit eine materielle und geistige Unabhängigkeit diesem gegenüber erlangt hatte. Das übrige Viertel bestand aus den Bewohnern des Gebirgs, fleißigen, aber der Bildung weniger zugänglichen Leuten, die mit ihren Interessen allein von der Domäne abhängig waren und noch sind, und endlich aus den Bewohnern der Städte. — Diese letztern waren in ihren materiellen Interessen durch den schon über ein Jahrhundert andauernden Zunftzwang wenig vorgeschritten, und nur mit Mühe konnte sich Handel und Industrie entwickeln, ja bis zur Stunde fällt es dem Handwerker der thüringer Residenzstädte schwer, sich aus einem gewissen hergebrachten Schlendrian zu ermannen.

Diese Zustände überdauerten die französische Herrschaft, die Freiheitskriege und alle großen Umwälzungen in den Gemüthern und in den Verhältnissen.

Das Herzogthum Gotha in seiner Eigenthümlichkeit war so eigentlich geschaffen, unter einem wohlmeinenden, wenig freidenkenden, aber ehrlichen Regenten auch in dem neuen Jahrhundert als ein vollkommen consolidirter, patriarchalischer Staat zu leben.

So erhielt unser Haus bei dem Aussterben der gothaischen Linie im Jahr 1826 dieses glückliche Ländchen.

Meinem Vater fiel nach langen Zwistigkeiten das von Altenburg

getrennte Herzogthum Gotha zu. Schon damals empfing uns kein Enthusiasmus. Die allmächtige gothaische Bureaukratie, der stolze Adel, die durch den Hof verwöhnte Bürgerschaft sahen mit bitteren Gefühlen einen Regenten bei sich einziehen, der selbst zu regieren, wie hell zu sehen, gewohnt war, und der mit Energie und Verständniß so manchen Misbräuchen ein Ende machen mußte. Dabei fürchtete man, daß Gotha rein Provinzialstadt werden möchte, und bis zur heutigen Stunde kann der gothaische Spießbürger und kleine Angestellte es nicht verschmerzen, daß Gotha nicht die alleinige Residenz geworden.

Mein Vater gehörte zu den wenigen Menschen, die mit großer geistiger Schärfe, Geschäftsgewandtheit und Energie eine Liebenswürdigkeit des Charakters verbinden, die alle Herzen gewinnt. Einer solchen Persönlichkeit gegenüber war eine andauernde Opposition unmöglich. Jener feltene und unter allen den damals lebenden Regenten sich auszeichnende Mann überwand daher die großen Schwierigkeiten, die von allen Seiten sich darboten, um, ohne das alte Wesen der Verfassung zu zerstören, die alten Gebräuche zu vernichten, ein neues, frisches Leben in alle Zweige der Staatsregierung zu bringen. Der Grundstein zu alle dem Guten und Schönen, was ich später nur fortzubauen hatte, war von ihm gelegt, und der jetzige materielle Wohlstand ist ihm zunächst zu danken. Er verstand, Menschen zu finden und Menschen zu verwenden, ungeeigneter Opposition mit eiserner Faust zu begegnen und doch zugleich mit einem fühlenden Herzen der Verhältnisse des letzten seiner Unterthanen sich anzunehmen.

Er war im vollendeten Sinne des Worts der Vater seines Volks, und das Herzogthum Gotha konnte als das Musterländchen eines patriarchalisch regierten Staats angesehen werden, an dessen Spitze ein wohlmeinender und geistreicher Regent die Geschäfte leitete.

Bei großer Kenntniß von Menschen und Verhältnissen war jedoch mein Vater in einer Zeit geboren, in der alles in Trümmer sank. Seine Jugend hatte er als Soldat meist im Kriege verlebt, ein Universitätsstudium hatte er nie gemacht, und so war es wol begreiflich, daß er modernen, liberalen Ideen, modernen Theorien und tief philo-

fopphischen Einblicken in das Leben und die Geschichte der Völker fremd geblieben war. Er war der Mann des praktischen Handelns und in allen Dingen den Theoretikern abgeneigt. Trotzdem war er mit der erste deutsche Fürst, welcher im Jahre 1821 seinem Lande (Koburg-Saalfeld) eine damals liberale, constitutionelle Verfassung gab. Er mußte wol selbst nicht, zu welchen Consequenzen ihn dies führen würde, und die jauchzende Menge glaubte damals wol ebenso wenig, daß der von beiden Seiten unverständene, falsch behandelte Constitutionalismus ihr so wenig materielle Vortheile bringen und sie von ihrem sonst so verehrten und hochgehaltenen Herzog gänzlich trennen würde. Das patriarchalische Regiment war in Koburg zerstört, man glaubte nur neue Formen gewählt zu haben, und hatte doch mit denselben auch den Keim und Geist der alten verändert. In das Herz sowol des Fürsten wie der meisten Landeskinder war kein Funken constitutionellen Lebens eingedrungen. Dies die Ursache und merkwürdigerweise die Grundlage so manches Verkehrten in den jetzigen Verhältnissen.

Im Herzogthum Koburg gerieth mein Vater von Jahr zu Jahr in steigende Verwicklung mit den modernen Ständen. Von beiden Seiten, von Seiten der Regierung, wie von Seiten der Stände, wurden grobe Fehler gemacht, und eine rohe Demokratie war das Unkraut, das auf dem schlecht bebauten Boden erwuchs. Alle socialen Verhältnisse wurden erschüttert, die patriarchalischen Empfindungen unterlagen dem modernen Liberalismus.

Im Herzogthum Gotha dagegen, wo die althergebrachte Form erhalten, und mit weiser Vorsorglichkeit nach den wirklichen Bedürfnissen der Unterthanen regiert wurde, gestalteten sich die Verhältnisse immer günstiger. Alle Liebe und Theilnahme wurde von meinem Vater diesem Herzogthum geschenkt, und das gänzliche Scheitern seiner Regierung jenseit des Thüringerwaldes ausschließlich dem Constitutionalismus in die Schuhe geschoben, so recht im Gegensatz zu dem alten, patriarchalischen Regierungswesen.

So standen die Verhältnisse im wesentlichen, als ich im Jahr 1842 mich nach einer Abwesenheit von beinahe sechs Jahren (kurze

Besuche zu Hause nicht gerechnet) auf den Wunsch meines Vaters in der Heimat häuslich niederließ.

Da wol selten ein geregelteres und schöneres Verhältniß zwischen Vater und Sohn zu finden ist, als dasjenige, welches zwischen mir und meinem Vater bestand, gegründet auf die innerste, gegenseitige Anhänglichkeit, gleichen Hang zum Entwickeln und Fortbilden alles Schönen und Edeln, gleiche Freude und Theilnahme an Kunst und Natur, so konnte es niemanden verwundern, so wenig sich manche wol auch darüber freuten, daß ich sofort mit Sitz und Stimme ins Ministerium eintrat. Selbst thätig und in die Geschäfte vollständig eingeweiht, dazu den meisten Personen beinahe noch fremd gegenüberstehend, wurde es mir ein Leichtes, die Stärken und Schwächen der damaligen Regierung zu erkennen und richtig zu beurtheilen.

Seit meiner frühesten Jugend huldigte ich beinahe instinctmäßig liberalen demokratischen Principien. Ich war im eigentlichen Sinne des Wortes das Kind meiner Zeit.

In monatelangen Aufenthalten zu Paris, London und besonders Brüssel, wo wir beiden Brüder uns der Studien halber aufhielten, hatte es die Stellung unserer Familie und unser innerer Trieb leicht mit sich gebracht, daß wir in den geistigen Umgang mit bedeutenden Männern gezogen wurden, die nicht gerade, wie Quetelet, Lehrer von uns waren, z. B. die beiden Brouckère, Gerlache, die beiden Brüder Bulwer, Arivabeni, Berger, Graf Arconati und andere.

Theilnahme an Politik und am großen Staatsleben war früh in uns erweckt und ausgebildet worden, sodaß ich, vollkommen in meinem Innern mit mir im Klaren, die Universität Bonn bezogen hatte, auf der gerade im Gegensatz zu den reactionär-aristokratischen Professoren und beinahe oppositionell sich die liberale Tendenz durch ein ernstes Studium der Philosophie und Rechtswissenschaften fest einwurzelte.

Nach alledem war es wol begreiflich, daß ich, in das Geschäftsleben der Heimat eingeführt, engherzigen Ansichten einer oft nur scheinbar liberalen Beamtenwelt entgentreten mußte, und da ich, die Rück- sichten auf meinem Vater nicht außer Augen lassend, einen förmlichen

Bruch mit jenen Elementen noch zu meiden hatte, so war es wenigstens sehr erklärlich, daß sich alle jene Leute wenig zu mir hingezogen fühlten.

Die damalige Zeit bot auch in den geselligen Kreisen der Heimat wenig Männer von Bedeutung und geistiger Gleichstimmung. Ich stand also auf dieser Seite ziemlich allein, und, vermöhnt durch den anregenden Umgang mit dem Bedeutenden in den großen Städten, zeigte ich vielleicht ein geringes Interesse für Personen in der Heimat, welche sich für bedeutend hielten und mir nie vergessen konnten, daß ich sie nicht nach Wunsch beachtete.

Die beiden glücklichen Jahre von meiner Verheirathung bis zu dem unerwarteten Tode meines Vaters brachte ich meist in dem engen Kreis der Familie oder auf Reisen zu. Mit Eifer bereitete ich mich aber auf meinen einstigen Beruf vor, ohne jedoch persönlich den Verhältnissen so nahe zu treten, daß ich von ihnen zu leiden gehabt hätte.

Der 29. Januar 1844 gab mir mit einem mal die Zügel der Regierung in die Hände.

Wie ich nie in meinem Leben planlos verfahren bin, so steckte ich mir auch jetzt sofort mein Ziel. Es galt vor allem mit dem Herzogthum Coburg Friede zu machen, die unfruchtbaren Streitigkeiten mit den Ständen zu schlichten, das Fortleben des constitutionellen Wesens zu ermöglichen und dem gierigen Bestreben, das Domänen- und Familieneigenthum des Hauses diesem zu rauben, ein Ziel zu setzen und für alle Zeiten mit dem Landtage des Herzogthums ein endgültiges Abkommen zu treffen. Es gab eine schwere Zeit. Ich setzte aber meinen Willen und meine Ansichten vollständig durch und habe solide constitutionelle Verhältnisse geschaffen, die sich bis heute, auch die Stürme von 1848 hindurch, bewährten.

Konnte dies aber ohne Zuckungen und Kämpfe geschehen? Gewiß nicht! Ich mußte ein ganzes Ministerium entlassen und brach vollständig mit dem aristokratisch-bureaucratischen Theile der Gesellschaft.

Selbstverständlich ist es, daß in einem so kleinen Staat solche Umwälzungen von oben sich persönlich am meisten fühlbar machen. In vielen Familien konnte man sich nicht überzeugen, daß ich der

Sache wegen nicht anders handeln konnte und glaubte deshalb persönliche Maßnahmen zu sehen. Bis zu dieser Stunde ist eine gewisse Spannung mit so manchen Gliedern jener Familien nicht ausgeglichen.

Wenn ich auch nach unten hin in der ersten Zeit dieser Veränderungen Dank und Anerkennung zu finden Ursache hatte, so war doch bei vielen Personen eine wahre innere Befriedigung nicht anzutreffen. In dem Kampfe mit der frühern Regierung war die Eitelkeit der Opposition bis auf das lächerlichste gestiegen. Jetzt war Friede. Die sogenannten Männer des Volks kehrten ruhig in ihre alten Stellungen zurück, und die Leerheit und Unbedeutenheit ihrer Persönlichkeiten trat um so greller hervor, als nichts mehr geschah, was sie nach außen hin in einem gewissen Brillantfeuer erscheinen lassen konnte. So dauerte es nicht lange, daß sie dem constitutionellen Herzog persönlich gram wurden. Dazu kam noch, daß diese Oppositionsmänner, welche meist dadurch ihre Wahl durchgesetzt hatten, daß sie der großen Masse übertriebene Versprechungen gemacht, allmählich unwillkürlich selbst ministeriell wurden und nun ihren dem kleinen Manne gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten in gewünschter ausgedehnter Weise nicht nachkamen. Um aber in den Augen des niedern Volks doch wenigstens noch etwas zu gelten, versuchten sie, nicht mit Ungeschick, das Verhältniß zwischen dem Herzog und den Unterthanen zu trüben. Dies ist einer der Gründe, daß auch ein gewisser Theil des ungebildeten, halb verarmten fränkischen Bauernstandes und der kleinen städtischen Handwerker mir nicht mehr gerade geneigt blieb, um so mehr nicht, als sie überzeugt waren, daß ich allerhand anarchischen Ungezogenheiten eine feste Energie entgegensetzen würde.

Ein anderer Hauptgrund, warum besonders die ländliche Bevölkerung in mir einen weniger fürsorglichen Regenten zu finden glaubte, als in meinem Vater, bestand darin, daß unter letzterm gerade durch den nicht zur Vollkommenheit gediehenen Constitutionalismus, durch das noch freie und ungehinderte Schalten und Walten mit den damaligen sogenannten Kammerrebenüen, es dem Landesherrn persönlich möglich gewesen war, nach seinem Gutdünken und zumeist

auch nach dem wirklichen Bedürfniß in Geldunterstützungen und Spenden aller Art, wie Holz, Waldstreu, Getreide u. s. w., den Wünschen so mancher Unterthanen entgegenzukommen. Mit dem Domänenabkommen, mit der ständischen Controle des Domänenvermögens, mit dem verantwortlichen Ministerium u. s. w. hörten alle jene freiwilligen Gaben des Landesherrn auf, alles wurde natürlich geregelt, und, da die Staatsausgaben durch alle neuen Einrichtungen sich steigerten, so konnten auch nur sehr geringe Unterstützungsfonds in den Etat aufgenommen werden. Der patriarchalische Staat war vernichtet, das niedere Volk hatte aber, außer ideellen, noch keine Vortheile von dem neuen Staatswesen, wie es sich überhaupt in einem kleinen Staate, vorausgesetzt, daß der Landesherr wohlmeinend und thätig ist, bei dem patriarchalischen System im ganzen weit besser befindet.

Im Herzogthum Gotha blieb eine Zeit lang der Zustand, wie ich ihn übernommen hatte. Ich fühlte aber schon nach den ersten Monaten die Unmöglichkeit, in dem einen Herzogthum nach modernen Principien und in dem andern nach veralteten zu regieren. Der regste Wunsch und die festeste Absicht trieben mich vorwärts zur Umgestaltung der gothaischen Verhältnisse im Sinne des modernen Staatsrechts. Hier fand ich nun eine geschlossene Opposition, nicht nur unter der alten Standschaft (den Fürsten, Grafen und Rittern), sondern gleichmäßig in der Mehrzahl sämmtlicher ältern Beamten und einem großen Theil des Publikums der Stadt Gotha. Der Adel betrachtete mich sofort als seinen gefährlichsten Feind, und daher die naive Bemerkung (die zu ihrer Zeit sehr publik geworden war), daß der Herzog der einzige Demokrat des Herzogthums Gotha sei. Ich ließ mich nicht irre machen und sprach meine Ansichten über die Aenderung der verfassungsmäßigen Zustände in meiner Eröffnungsrede des Landtags von 1846 öffentlich aus. Der Sturm war ein allgemeiner, und in dem Augenblick wirklich wenig zu thun.

Mit tiefem Kummer sah ich der Zukunft entgegen, da meine rege Theilnahme an der Entwicklung der politischen Zustände Deutschlands und meine genauere Kenntniß von dem sich immer mehr geltend ma-

henden Zeitgeist mich die Stürme voraussehen ließen, welche nur zu bald in vernichtender Weise alle Ueberbleibsel des Mittelalters hinwegräumen und auch für die speciell gothaischen Verhältnisse verhängnißvoll werden mußten. Umsonst bemühte ich mich Hoch und Niedrig begreiflich zu machen, daß man nur in ruhigen Zeiten segenbringend reformiren könne. Ich wurde nicht verstanden und deswegen nur um so mehr angefeindet.

Auch in socialer Beziehung ward das Erwecken geistiger Elemente in der Stadt Gotha in meinen Augen ein Bedürfniß, da die rein materiellen Genüsse in erschreckender Weise die Oberhand gewonnen hatten. Die angestellten Versuche glückten nur theilweise, ja es ward mir von vielen Seiten sehr übel genommen, daß ich, um mit gutem Beispiel voranzugehen, in einer öffentlichen Versammlung, in der wöchentlich wissenschaftliche Vorträge von freiwillig dazu sich Meldenden gehalten wurden, einen längern Vortrag über Psychologie und Anthropologie hielt.

So lagen die Verhältnisse vom Januar 1844 bis zum März 1848

Das Zusammentreten des Vereinigten Landtags in Berlin und die neue Aera, welche der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. ankündigte, riefen mich im Januar 1848 nach Berlin, und Familienverhältnisse von dort nach England. Der mir durch den intimern Umgang mit den leitenden Persönlichkeiten gestattete Einblick in die damaligen politischen Verhältnisse Europas ließ mir den nahe bevorstehenden Sturm als Gewißheit erscheinen.

Den Sturz der französischen Herrschaft erlebte ich noch in England, und Tag und Nacht nach Deutschland zurückeilend, traf ich gerade zur rechten Zeit in Gotha ein, um noch in der Nacht meiner Ankunft durch Proclamationen und Erlasse dem stürmischen Volk zuvorzukommen, welches nun im Taumel der Revolution diejenigen Reformen erzwingen zu müssen glaubte, die ich während vier Jahren umsonst in Ruhe auszuführen mich bestrebt hatte. Ich ersparte dem Herzogthum Gotha die Schrecknisse und Umwälzungen, die in den Nachbarländern soviel Unheil erzeugt, soviel Blut hatten fließen machen. Ich gehörte

der neuen Zeit an und begrüßte die Bewegung mit freudigem Herzen. Nichtsdestoweniger gab es im eigenen Lande der schweren Tage hinreichend. Unverstand und die Sucht, durch anarchische Uebergriffe ungerechtfertigte und zugleich unberechenbare Aenderungen in Besitz und Eigenthum herbeizuführen, hatten in der Form von Volksbewegungen sich geltend zu machen begonnen, und es bedurfte aller Energie und des Aufbietens des äußersten persönlichen Einflusses, um größern Gefahren vorzubeugen und augenblickliche zu beseitigen.

Ich stand während Monaten buchstäblich allein. Die Beamtenwelt hatte alle Fassung verloren, die meisten der Gutgesinnten, auf die man hätte bauen sollen, hatten sich verkrochen und waren muthlos. Ich konnte nur persönlich mit den Massen verhandeln, und daß ich es that und wie ich es that, diesem Umstande verdankte ich allein damals das unbedingte Vertrauen und den wunderbaren Gehorsam, der mir da gezollt wurde, wo ich persönlich die Leitung in die Hand nehmen konnte. Mit Freuden gedenke ich dieser Tage, da die augenblickliche Anerkenntniß der großen Menge mir nie wieder in einer solchen Weise zu Theil wurde. Um einen richtigen Ausdruck zu gebrauchen, endete die sogenannte Revolution im Herzogthum Gotha in Jubel, Festen und Freuden. Bezeichnend unter anderm für die unbefangene Rücksichtslosigkeit der ländlichen Bevölkerung des flachen Landes war der Umstand, daß ich von vielen Gemeinden zur Abhaltung ihrer nun eigenen Jagden geladen wurde, deren ich mich als früherer, rechtmäßiger Besitzer erst wenige Tage zuvor durch das neue Gesetz entäußert hatte. Ich erschien nur aus dem Grund, um den Leuten zu zeigen, daß ich ohne Groll den Anforderungen der Neuzeit Rechnung getragen habe.

Bis zur Stunde erfreue ich mich mit geringen Ausnahmen des herzlichsten Verhältnisses zu jener fleißigen, in jeder Weise tüchtigen Bevölkerung.

In den Städten und besonders in Gotha hatten die Neuzeit und die neuen Verhältnisse große Veränderungen hervorgebracht. Die frühere Apathie gegen jegliches politisches Leben war einem politischen Taumel

gewichen. Wenn man die Geschichte der neuen gothaischen Verfassung verfolgt, so wird man so recht eigentlich sehen, daß das im Lande sonst stark vertretene aristokratische Element damals vollständigst in den Hintergrund getreten war. Der reiche gothaische Landadel ließ alles gewähren und zog sich großend vom Fürsten wie vom Volke zurück, gab seine Stellung freiwillig auf und überließ einer auf der breitesten demokratischen Basis gewählten Constituante allein die Regelung der neuen Staatseinrichtungen.

An den Verhandlungen in der Paulskirche wahrte in der Bourgeoisie die Theilnahme nur wenige Monate. Die particularistisch-provinziellen Interessen gewannen gar bald die Oberhand. Die Theilnahme an den allgemein deutschen Verhältnissen nahm so rasch ab, daß ich nach dem Verlauf von kaum einigen Monaten mit wenigen Gesinnungsgenossen in der Stadt Gotha allein in deutsch-patriotischem Sinne thätig war.

Derselbe Mangel an Theilnahme bethätigte sich auch noch recht bei dem allgemein so populären Krieg in Schleswig. Während überall die ausziehenden und die heimkehrenden Krieger von ihren Mitbürgern mit Jubel und Enthusiasmus begrüßt wurden, ward unsern Truppen nur eine kühle Behandlung zu Theil. Ich selbst entging einem gleichen Schicksal nicht, was um so greller abstach gegen das Benehmen anderer Städte, durch die wir zogen.

Diese auffallende Gleichgültigkeit gegen die wirklichen Interessen unsers großen Vaterlandes ist bis zur Stunde unverändert geblieben, wenn auch einzelne Personen eine rühmliche Ausnahme davon machen.

Vom Jahre 1850 an wandte ich mich fast ausschließlich den deutschen Angelegenheiten zu. Ich übergehe alle Verhandlungen, alle Ereignisse, welche meine Person nach jener Richtung hin in Anspruch nahmen, oder bei denen ich mehr oder minder betheiligt war. Wäre die Stimmung in der Stadt Gotha eine andere gewesen, so würde mir (ich kann es ohne Unbescheidenheit sagen) wol überall Jubel und die Aussprache warmer Anerkennung von seiten der eigenen Staatsangehörigen gespendet worden sein. So begnügte man sich mit einer

oberflächlichen Beurtheilung, ja blieb in manchen wichtigen Augenblicken vollständig theilnahmlos, und, um mich kurz zu fassen, meine gesammte Thätigkeit für die Interessen des Gesamtvaterlandes kam mir in der Handhabung der eigenen Regierungsgeschäfte nicht zugute.

Die Mehrzahl der Bevölkerung der Stadt Gotha theilt sich in drei Hauptgruppen: 1) den Adel und was an ältern Staatsdienern, Pensionären und einigen Rentiers sich zu ihm gesellt; 2) den wohlhabenden Bürgerstand mit der gesammten Bureaukratie; 3) die kleinen Handwerker und, wie in jeder Stadt, alle diejenigen Personen, welche, ohne dazu innere Berechtigung zu haben, mit ihrem Schicksal unzufrieden sind, kümmerlich leben und der übrigen Gesellschaft aus natürlichen egoistischen Gründen stets feindlich gegenüber stehen.

Alle drei Gruppen bieten in der Stadt Gotha durchaus nichts Eigenthümliches dar, nehmen aber, da von oben herab vollständig freisinnig, constitutionell und gesetzmäßig regiert wird, gerade meiner Person gegenüber eine Stellung ein, die in dem mir vorliegenden Artikel nur ungenau angedeutet werden konnte und aus der überhaupt manches entspringt, was den Fremden verwundern muß.

Die erste Gruppe sieht in meiner Person die persönliche Verkörperung der revolutionären Bestrebungen des Jahres 1848. So manches, was die Herren Adlichen sich selbst zuzuschreiben haben, wird mir noch in die Schuhe geschoben. Wie können sie mir verzeihen, daß ich mit dem Inslebentreten der neuen Verfassung die bevorrechtigte Stellung des Adels nicht aufrecht erhielt; daß Kammerherren, Kammerjunker und Hofjunker (da diese Chargen usuell nun doch einmal von Bürgerlichen nicht besetzt werden können) abgeschafft wurden; daß der Hof, das heißt mein Haus, nun einem jeden geöffnet werden konnte, dem ich vermöge Talent oder Sitte die Berechtigung zusprach. Der Begriff des alten deutschen Hofwesens war verschwunden und mit ihm der Einfluß, den der Adel hätte haben können. Um meine Stellung dem Lande gegenüber zu charakterisiren, befahl ich, die Formel „von Gottes Gnaden“ an der Spitze der Erlasse zu streichen. Diese Ausnahme von den Gebräuchen und dieser offenbar ideelle Bruch mit dem sogenannten Fürstenthum

von Gottes Gnaden wurde mir als großes Verbrechen angerechnet. Begreiflich ist es hiernach, daß jene Gruppe sich in keiner Weise berufen fühlen konnte, mir nach außen und innen hin Lob zu spenden und meine Regierung mir zu erleichtern.

Die zweite Gruppe schließt in sich die sogenannten modernen Liberalen, und leider zum großen Theil auch Personen, die den Liberalismus nur zur Schau tragen, ohne die Opferfreudigkeit zu besitzen, welche derselbe nothwendig erfordert. Diese Gruppe müßte so recht eigentlich meine Hauptstütze bilden, in ihr müßten sich meine Empfindungen wieder spiegeln. Daß dem gerade nicht so ist, hat wiederum rein menschliche Gründe.

Der patriarchalische, despotisch-monarchisch regierende Herzog ist verschwunden, an seine Stelle ist der constitutionelle getreten. Die Personen, welche jenen früher zu ihren Zwecken benützen mußten, wenden sich jetzt an das verantwortliche Ministerium.

Früher hatte der Herzog ausschließlich das Recht, die Stellen zu besetzen, man brauchte ihn. Jetzt bedarf er der Gegenzeichnung seiner Minister. Man braucht letztere und darf es doch mit dem erstern nicht verderben. Ueberlasse der Herzog ausschließlich dem Ministerium die Geschäfte, so würde seine Stellung jener Gruppe von Leuten gegenüber eine klarere und damit angenehmere sein. Träte nur der umgekehrte Fall ein, so würde es schon viel schwieriger, Privatwünsche und Familienberücksichtigungen unbedingt durchgehen zu sehen. Bleibt dabei der Regent vollständigst unparteiisch und hat nur die Sache im Auge, so ist es nicht möglich, daß er bei diesen Leuten eine populäre Persönlichkeit sei, um so mehr nicht, als in Gotha, wie in den meisten kleinen Residenzen, das Cliquenwesen in voller Blüte steht.

Aus diesem speciellen Verhältniß entspringt so recht eigentlich die stille und nur ab und zu sich deutlich fühlbar machende Opposition bei allem Neuen, was von oben herab angestrebt wird.

Die dritte Gruppe endlich steht erst recht in einem eigenthümlichen Verhältniß zu ihrem Landesherrn. Unleugbar verhält sie sich in

einem steten Widerspruch zu den obengenannten Gruppen und führt in aller Gemüthlichkeit einen unausgesetzten Krieg mit jenen. Sie rechnet mich halb und halb zu den ihrigen, und wäre es nur, weil ich mich nicht gerade der größten Popularität bei den beiden andern Gruppen erfreuen kann; sie nimmt mir dennoch aber wieder gewaltig übel, daß ich trotz meiner Freisinnigkeit und Gerechtigkeit dieser gemüthlichen Demokratie gegenüber die liberalen Gesetze nicht ungerügt übertreten lasse.

So wenig wie die Demokratie unserer kleinen Städte mit den Leuten im schwarzen Frack, mit der feinern, geselligen Bildung, mit Menschen von einer gewissen Rücksichtnahme sympathisirt, ebenso wenig kann sie sich darein finden, daß es auch bei der liberalsten Gesinnung und in dem Staate, der die demokratischsten Einrichtungen hat, eben doch nothwendig ist, Gesetze zu respectiren und Zucht und Sitte auch in den schriftlichen Aeußerungen zu bewahren. Nur zu gern folgt so mancher jener Leute, die ich in die dritte Gruppe gestellt habe, dem Hang zu einer Freiheit, welche ihm ungestraft gestattet, in Wort und Schrift nach Belieben über seinen Nächsten herzufallen und ungeahndet Privatrache zu üben. Solchen Bestrebungen bin ich stets ein hartköpfiger Opponent gewesen, und daher entspringt so manches Urtheil, das sich auch in weitem Kreise hörbar gemacht hat.

Ich will hiermit jedoch keineswegs gesagt haben, daß ich in den drei Gruppen weder Freunde, noch Anhänger hätte, oder daß ich persönlich dieser ganzen Bevölkerung feindselig wäre, weil ich nicht von allen richtig verstanden und von manchen absichtlich unrichtig beurtheilt werde; im Gegentheil erkenne ich mit Dank an, daß in allen drei Gruppen Männer von Charakter und Ehrenhaftigkeit sich befinden, welche mir treulich in allen meinen Bestrebungen für das Wohl der weitem wie der engern Heimat zur Seite stehen. Jene Männer bleiben aber vereinzelt; sie bilden keine geschlossene Phalanx, die alles niederwirft, was ungerechtfertigt mich oder sie angreift; sie dulden theilweise aus gerechtem Stolz, theilweise aber auch aus einer gewissen Bequemlichkeit absichtliche oder unabsichtliche Verdrehungen der Wahr-

heit über Motive zu Handlungen aller Art; sie gehen mit einem Wort gern den kleinern Conflicten im gewöhnlichen Leben aus dem Wege.

Dies ist die Hauptursache, warum in der Stadt Gotha ein maßloses Räsommiren und Klatschen die Oberhand gewonnen hat, ein Umstand, der die oft unbeachtete Quelle größerer Unannehmlichkeiten geworden ist. Wenn ich auch den Stolz nicht besitze, mich über alle diese Menschlichkeiten, die nun einmal ganz besonders unsere guten Deutschen charakterisiren, hinwegzusetzen, so glaube ich doch, das Volksleben nach allen Richtungen hin genügend ergründet zu haben, um im Stande zu sein, den edeln, patriotischen Geist eines wirklichen Volksmannes von der gehaltlosen Declamation eines Wirthshaushelden zu unterscheiden.

Im Gegensatz zu einer Bemerkung in dem mir vorliegenden Artikel spreche ich mich ohne Scheu dahin aus, daß ich als Hauptgrundlage zu gebiegenem Handeln das unausgesetzte Forschen nach Wahrheit ansehe, daß ich für jedermann, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, mich in jener Richtung hin zu unterstützen, zugänglich bin, und daß die Meinung eines andern mir stets achtungswerth erscheint, sobald sie mir auf Wahrheit gegründet und gehörig motivirt entgegentritt. Gegen ungerechtfertigte Beurtheilungen, lügenhafte Behauptungen und formlose, beleidigende Aeußerungen werde ich jedoch stets die Gesetze in Anwendung bringen, welche gleichmäßig für alle zum Schutze geschaffen worden sind.

Wie viel verleumderisches Geschwätz, das die öffentliche Meinung corrumpirt, entzieht sich aber trotzdem der gesetzlichen Ahndung! Dazu rechne ich vor allem die mannichfach verbreitete Annahme, daß der Landtag des Herzogthums Gotha künstlich durch Personen gebildet wäre, welche Ursache hätten, dem Gouvernement in allen Fällen zur Seite zu stehen. Der wirkliche Sachverhalt läßt gerade das Entgegengesetzte erkennen. Allerdings hat man oft gerechte Ursache, mit dem Wirken der gothaischen Landesdeputation unzufrieden zu sein; aber wer hätte es mehr als gerade das Gouvernement?

Man stelle statistisch Listen der Deputirten der verschiedenen Land-

tage zusammen und bezeichne die gouvèrnemèntal Gefinnten, man lese mit Aufmerksamkeit die Landtagsverhandlungen und prüfe die Vorlagen des Ministeriums und die Erwiderungen des Landtags. Sicher wird man dann zu einer andern Ansicht, als der oben ausgesprochenen kommen. Die Theilnamlosigkeit aber an den innern Verhältnissen, die Unbequemlichkeit, aus dem gewöhnlichen Leben sich herausgerissen zu sehen, ist die Ursache von der geringen Betheiligung des Publikums an den Wahlen, und trägt leider die Schuld, wenn aus denselben auch Männer hervorgehen, die wenig befähigt sind, zu dem wirklichen Wohl des Landes beizutragen. Das Publikum fühlt diesen offenbaren Mangel, gibt sich aber die Mühe nicht, über die Gründe desselben sich klar zu werden.

Wenn man das bisher Gesagte überblickt, könnte sich vielleicht der Gedanke aufdrängen, als ob ich bei der schärfern Kritik, der ich die heimatlichen Zustände unterworfen habe, mir selbst wol eine Ausnahmestellung angewiesen hätte. Ich bin frei davon, meine Person vom Volke zu trennen, ich rechne mich vielmehr zu ihm und fühle mit ihm. Und gerade weil es mir gelungen ist, von Jugend auf den Standpunkt zu verlassen, von dem die meisten meiner Standesgenossen das Volk und dessen Treiben beurtheilen, verlange ich um so Edleres und Höheres von der Gesammtheit.

Der Volksgeist gleicht den brausend dahin wogenden Wellen eines Stromes. Ihn abzudämmen, in seinem Laufe zu hemmen, ist fruchtloses Unternehmen. Während steigen die Wogen in die Höhe und reißen jedes Hemmniß mit sich fort. Patrioten und Fürsten sollten darum das gleiche Bestreben fühlen, die stets vorwärts treibende Flut rein und in den Ufern zu erhalten.

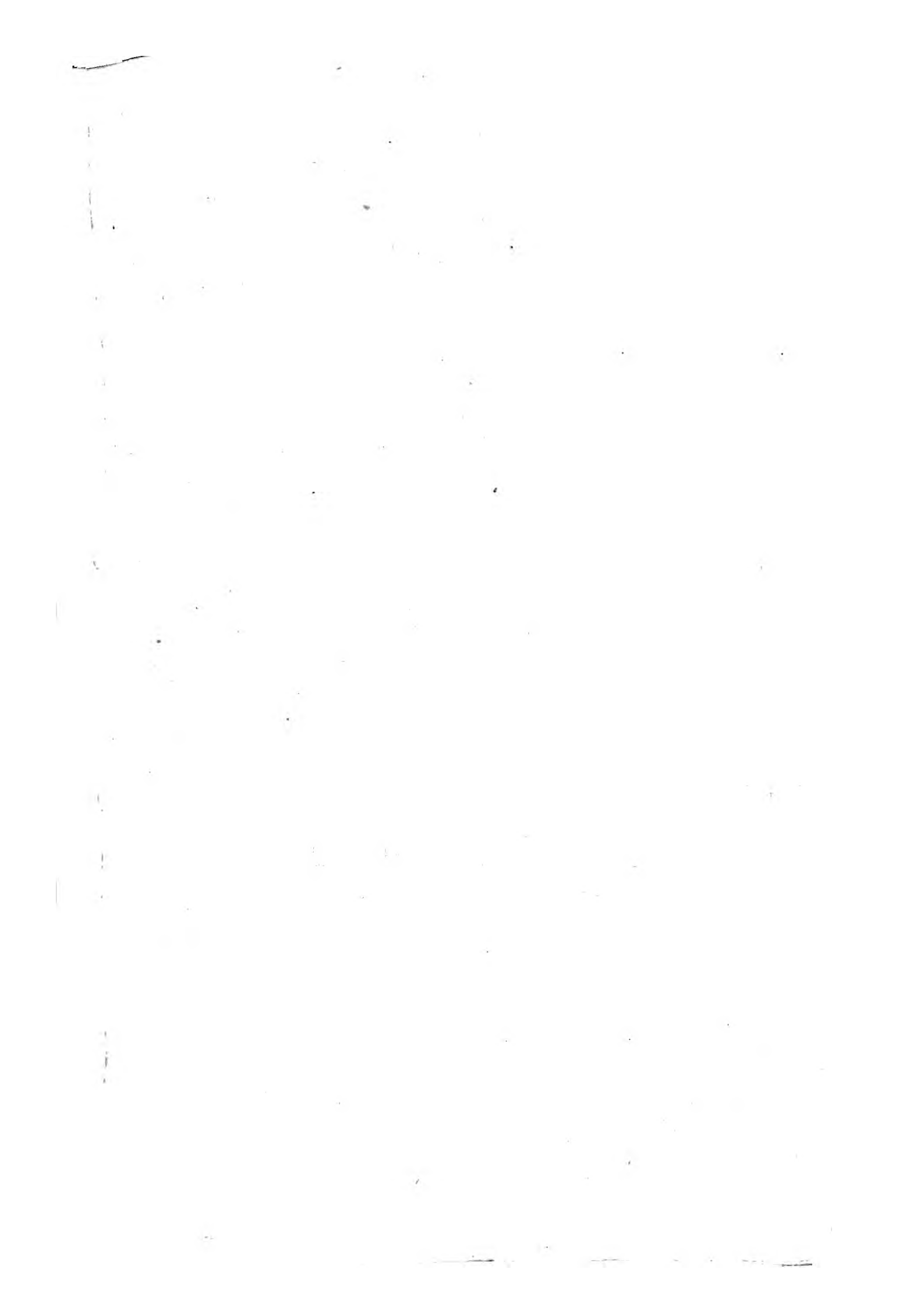
Um dies zu vermögen, bedarf es aber der Theilnahme des Volks selbst. Es darf sich nicht fremd zu den Männern stellen, welche dazu geschaffen sind, die Leitung in die Hand zu nehmen.

Sicher ist es verwerflich, nach einer Popularität in dem allgemein gebräuchlichen Sinne zu ringen und auf Kosten der gestellten Aufgabe sich künstlich populär zu machen. Aber ebenso irrig ist es zu glauben, daß ohne die warmen Sympathien des Volks, also ohne Popularität im richtigen Sinn, jene patriotischen Männer dennoch im Stande sein könnten, segensbringend die Masse zu führen.

Das Volk muß die Namen seiner Führer heilig halten, es muß sie selbst vor Verunglimpfung schützen und darf nie vergessen, daß gegenseitiges Vertrauen von gegenseitiger milder Berücksichtigung unzertrennlich ist.

Wöchten alle meine theuern Gesinnungsgenossen, welcher Farbe sie auch angehören, dieser Worte stets eingedenk bleiben!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon.

Encyclopädie der **sämmtlichen Staatswissenschaften**
für alle Stände.

In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands
herausgegeben von

Karl von Rotteck und Karl Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von

Karl Welcker.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der frühern bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die dritte Auflage des Staats-Lexikon erscheint in 12 Bänden, oder 120 Hefen zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon“ sich anschließend.

Die bisher erschienenen Hefte und Bände sind nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Die Krisis der Deutschen Polizei.

Von **Dr. F. C. B. Abé-Pallemant.**

8. Geh. 15 Ngr.

Für eine brennende Frage der Gegenwart wird in dieser Schrift der Weg zur Lösung gezeigt. Der Verfasser, auf dem Felde der Polizeiwissenschaft durch sein Werk „Das deutsche Gannethum“ rühmlichst bekannt, entwickelt in geistreicher Weise aus dem Wesen dessen, was die Polizei sein soll und im alten deutschen Bürgerthum wirklich gewesen, daß eine Krisis, wie sie gegenwärtig eingetreten, nicht ausbleiben konnte. Dann aber zeigt er auch den Weg, auf welchem diese Krisis zur Heilung führen kann. Die Schrift wird nicht nur für Männer von Fach von höchster Bedeutung sein, sondern überhaupt jeden lebhaft interessiren, welcher fühlt, daß hier ein wunder Fleck im öffentlichen Leben des Vaterlandes ist, welcher dringend der Heilung bedarf.

Brockhaus' Reise-Atlas von Deutschland.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

In sechs Sectionen. Jede einzeln cartonnirt in Octav à 24 Sgr.

- Erste Section. **Oesterreich** (5 Specialkarten, 2 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
- Zweite Section. **Die Rheinlande** (7 Specialkarten, 2 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
- Dritte Section. **Baiern und Württemberg** (9 Specialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
- Vierte Section. **Nordost-Deutschland und Schlesien** (7 Specialkarten, 3 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
- Fünfte Section. **Nordwest-Deutschland** (5 Specialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
- Sechste Section. **Sachsen, Thüringen und Hessen** (6 Specialkarten, 3 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



